Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 11

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Österreich zu einer Verstärkung des Juli-Abkommens veranlaßt worden ist und zu einer Erweiterung der Regierung gezwungen wurde, wobei eine engere Verbindung zu den sogenannten „nationalen" Kreisen beabsichtigt ist. Welche Gegenleistung von deutscher Seite gegebenenfalls geboten wurde, ist noch unklar, vor allem aber, ob Hitler bereit ist, auf Grund des Konferenzergebnisses eine Erklärung bezüglich der Anerkennung der österreichischen Unabhängigkeit durch Deutschland abzugeben. In dieser Beziehung ist bemerkenswert, daß die österreichischen Konzessionen auf Einwirkung Mussolini's zurückzuführen sind, der seinerseits gewiß ohne weiteres bereit ist, Österreich noch weitergehende Konzessionen zuzumuten, wenn es ihm gelingt, eine vorbehaltlose deutsche Erklärung im Sinne der Unabhängigkeit Österreichs zu erwirken. Denn wir sind nach wie vor davon überzeugt, daß Mussolini aus vitalem Interesse seine Einwilligung zum Anschluß auch heute, trotz Ideologie und Achse, nicht geben wird, nicht geben kann.

Zürich, den 14. Februar 1938.

Jann v. Sprecher.

Bücher Rundschau

Immer wieder: Österreich.

Heinrich v. Srbik: Die Schicksalsstunde des alten Reiches. Österreichs Weg 1804 bis 1806. Eugen Diederichs Verlag in Jena, 1937. 58 Seiten.

Wenn es eine Angelegenheit gibt, die heute ohne jede Rücksicht auf allgemein bekannte Tatsachen und im Widerspruch gegen die wahrste Wahrheit behandelt wird, so ist das die Angelegenheit Österreich. Der Gedanke der Wiedervereinigung Österreichs mit dem kleindeutschen Reiche, das 1871 entstanden ist, wird ganz allgemein so behandelt, als läge hier irgendwie ein Annexionsgelüste vor, wie es eben nur dem bekanntlich unersättlich eroberungsgierigen Preußen zuzutrauen ist. Es ist nicht zu verwundern, daß die frühern Opfer dieser Eroberungsgier, die Besitzer von Elsaß und Lothringen, sich die Ausbreitung dieser Meinung haben angelegen sein lassen. Aber daß ihnen diese Suggestionsunternehmung so gründlich gelungen ist, das ist allerdings erstaunlich. Wir Schweizer zumal sind nahe genug dabei, um uns ein eigenes Urteil zu bilden; hätten wir von der Gelegenheit Gebrauch gemacht, so würde unser Urteil anders lauten als das, was wir heute als die schweizerische Meinung ausgeben, nachdem wir uns von 1918 an an die Rockschöße der Siegerstaaten gehängt haben. Zwei Dinge, die hier grundlegend wirken, könnte jedenfalls bei uns jeder auch nur halbwegs Gebildete wissen. Erstlich, daß mindestens im Jahr 1919 keine Annexions- oder Eroberungsfrage vorlag. Damals hat das österreichische Volk über die Frage „Anschluß oder nicht?" eine freie Volksabstimmung veranstalten wollen, eine ganz demokratisch gesinnte Führerschaft, echt rote Leute an der Spitze, war gewillt, eine solche Abstimmung unparteiisch durchzuführen, die Sieger waren in der Lage, jede etwa dabei drohende, ihnen unerwünschte Ungehörigkeit mit Gewalt zu verhindern, einen Teil des Landes hatten sie ja militärisch besetzt. Aber der Volksentscheid wurde verboten, dem österreichischen Volke wurde die Unabhängigkeit befohlen. Und jetzt gilt bei uns die Meinung, diese Unabhängigkeit Österreichs müsse geschützt werden als ein heiliges Gut, gleichgiltig, was die Österreicher selbst davon denken. Wir pflegen sonst, wir Schweizer, uns für Demokraten auszugeben, die den Völkern das Recht, über sich selbst zu verfügen, gewahrt wissen wollen. Gilt der Grundsatz nicht für Österreich? Die zweite geschichtliche Tatsache, die wir alle kennen: Österreich ist nicht irgend ein Nachbarland des Deutschen Reiches, sondern ein Stück Deutschland. Es hat zu Deutschland an die 1000 Jahre gehört, so lange, wie es überhaupt ein Deutsches Reich gegeben hat; erst 70 Jahre sind es her, seit Österreich, weil sein Kaiserhaus

und die aufstrebende preußische Dynastie nicht im selben Staatsgebilde neben einander Platz fanden, ausgeschieden wurde, zum Schmerze und wider den Willen von Volk und Kaiser. Und nicht irgend ein Anhängsel war es im Reiche gewesen, sondern das Kraftzentrum, die führende Macht bis fast zuletzt. Immer noch und immer wieder lebt in seinem Volk die Erinnerung daran neu auf: wir sind ein Stück Deutschland. Wer's den Anschlußfanatikern nicht glauben mag, der glaube es der anschlußfeindlichen Regierung, gehe nach Österreich und sehe. Die Kundgebungen des Ministers Dollfus, des ermordeten „Feindes" Deutschlands, troffen nur so von „unser Deutschtum", „wir Deutsche Österreichs", „unsere deutschen Dichter", „unser deutsches Volk", und wieder und wieder hört und liest man, wie auch die heutige Regierung von „den beiden deutschen Völkern" spricht. Wer wird denn in Wien „die Nationalen" geheißen, was nennt man dort „national"? Gemeint ist nie und bei niemand etwas anderes, als deutsch-national. Zugegeben, daß seit 1933 Dinge vorgefallen sind, die nicht hätten vorfallen dürfen, und die die Politik des Deutschen Reiches gegenüber Österreich ins Unrecht gesetzt haben, — das ist das Schicksal revolutionierter Länder, Europa hat es nach 1792 erfahren, als die erwachte französische Nation alle Nachbarländer mit Gewalt zu beglücken unternahm. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß Österreich ein Stück Deutschland gewesen ist, heute noch ist und es bleiben will. Die zwei Länder gehören zusammen und werden zusammenkommen. Nur das Wann und das Wie ist uns unbekannt.

Von all diesen Dingen steht nichts in der vorliegenden Schrift des bekannten Wiener Historikers. Sie schlägt nur ein Blatt der deutschen Vergangenheit Österreichs auf, und zwar eines der dunkelsten und am unangenehmsten befleckten; auf ihm steht, was 1804 bis 1806 geschehen ist. Allzulange haben wir, geblendet vom Stern eines Bismarck, gemeint, was damals unterging, sei nichts, aber auch gar nichts wert gewesen. Es ist Zeit, daß wir die innern Werte, die gedanklichen und die rechtlichen, auch einer kläglichen Vergangenheit wieder sehen lernen — neben dem andern, was immer noch hell genug leuchtet. Dazu helfen uns solche Arbeiten wie die vorliegende. Der Geschichte weist der Verfasser am Schlusse seiner Arbeit das Amt zu, „eine Wegbereiterin zu kommenden, vollendeteren Daseinsformen der einheitlichen Nation" zu werden. Möge die Geschichtsschreibung dieses Amtes allzeit mit der Würe und Wahrhaftigkeit eingedenk bleiben, mit der sie uns in dieser kleinen Schrift entgegentritt. Eduard Blocher.

Alfred Huggenberger.

Er hat am 26. Dezember 1937 seinen 70. Geburtstag gefeiert, und wenn er an diesem Tage (wie gewiß an vielen andern auch) seinen Lebensgang still erwog, so wird er sich haben sagen dürfen, daß ihn sein Weg weit geführt hat. Räumlich ja nicht besonders weit: von Bewangen nach Gerlikon, aber weit im inneren Erleben der Heimat und ihrer Menschen und weit in der künstlerischen Gestaltung und Geltung.

Dieser Geltung stand anfänglich die Etikette entgegen, die Huggenberger bald angeheftet war und ihn als „Heimatdichter" oder „Bauerndichter" rubrizierte, und die Gedankenlosigkeit vieler, die nicht erwogen, daß es immer darauf ankommt, aus welcher Tiefe ein Werk erstand — ob es Klischee oder aus drängendem Erleben gestaltetes Kunstwerk ist. Nicht zu viele, die Alfred Huggenbergers dichterische Anfänge zu wägen hatten, hatten auch das unbefangene Urteil, das sie im Werke des dichtenden Bauern auch das Werk eines bäuerlichen Dichters erkennen ließ.

Über seine Entwicklung, die menschliche sowohl wie die dichterische, belehrt uns jetzt mit liebevoller Eindringlichkeit und aus naher Kenntnis ein Bändchen der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" (Verlag von Huber & Co. A.-G., Frauenfeld), in dem Hans Kägi taktvoll und doch mit kraftvollen Strichen Alfred Huggenbergers Werden und Werk beleuchtet. Es war eine mühevolle Entwicklung, in der der Bauernsohn aus bescheidenen Verhältnissen sich zähe emporarbeitete, und eindrucksvoll ist es, von Hans Kägi zu vernehmen, wie neben diesem

Umtrieb im Bauerngewerbe das Ringen um die geistigen Güter und um die künstlerische Reifung einherging, wie persönlich, in wie unmittelbarer Anschauung und in wie tiefem Erleben das dichterische Werk fundiert ist. Darum muß Huggenbergers Dichtung Heimatdichtung sein — die Erscheinung dieses Dichters hat bei uns auch etwas Besonderes, wie es eine Verlagsanzeige schön und richtig formuliert: „Einmalig ist in der schweizerischen Literatur diese Erscheinung des ländlichen Verkünders, der bis ins siebzigste Lebensjahr hinein sein eigen Feld betreut und im Dichten wie im Schaffen auf dem Acker stets von neuem und immer wieder frisch den ewigen Gehalt des Heimatgrundes nachweist".

Und gleichsam zur Bestätigung der immer aus dem Heimatgrunde neu ins Herz strömenden Kraft, das kein Alter und keine Erschlaffung kennt, sondern nur die zunehmende Sicherheit der vollen Reife — veröffentlicht Alfred Huggenberger auf seinen siebzigsten Geburtstag einen neuen Roman, „Die Schicksalswiese" (Verlag L. Staakmann, Leipzig). Die Wiese, die zwei Bauerngeschlechter sich verfeinden läßt und sie schließlich wieder versöhnt, ist, wie die Handlung an und für sich, darin weniger von Belang, als das in herrlicher Fülle sich vor uns ausbreitende, bewegte Bild bäuerlichen Lebens. Ergreifend wirkt die herbe, manchmal von männlichem Humor gewürzte Schilderung der eigeligen Dorffiguren — und was für tief erfaßte Frauengestalten gehen durch die Geschichte! Hinter allen den Menschen aber die Landschaft, der Grund und Boden, dem sie so oder so verhaftet sind. Wenn das Buch in seiner herben und echten Bodenständigkeit an Meinrad Lienerts „Doppelten Matthias" erinnert, so befindet es sich in der besten Gesellschaft, die man ihm als einem auf tiefster Durchdringung des Stoffes beruhenden Zeugnis schweizerischen ländlichen Lebens geben kann. Es ist eine Freude und ein Glück, um ein solches Buch zu wissen. Carl Günther.

Peter Ochs.*)

In der Januarnummer der „Monatshefte" des Jahres 1936 besprach ich die ersten zwei Bände der von Gustav Steiner herausgegebenen und eingeleiteten Korrespondenz des Peter Ochs. Jetzt liegt der dritte Band vor uns. Man wird sich vielleicht daran erinnern, daß ich die Bedeutung dieses Mannes für die helvetische Revolution zu analysieren suchte auf Grund des Quellenmaterials, das uns in seiner Korrespondenz dargeboten wird. Einzig darauf beschränken dürfen wir uns allerdings nicht; wichtig ist, was andernorts verbürgt über seine ganze innere und äußere Entwicklung mitgeteilt wird, aufschlußreich ist vor allem seine Herkunft. Bereits Gesagtes will ich hier nicht wiederholen; zusammenfassend, um das Verständnis dieses dritten und letzten Bandes seiner gewaltigen Korrespondenz und das der nachfolgenden Besprechung zu erleichtern, sei nur bemerkt: Peter Ochs, Abkömmling einer Basler Familie aus der sog. vornehmen Schicht, seit der Jugend dem französischen Kulturkreis verpflichtet und angehörend, im Ausland aufgewachsen, dort lebend bis in sein Mannesalter, ein reicher Mann, aber kein Geldmensch, in keiner Weise mit dem altschweizerischen Volkstum verwachsen, ein ehrlicher Liberaler und Weltbürger und daher ein entschiedener Gegner der Volksherrschaft, wie sie uns in der Landsgemeinde entgegentritt, (die Militäraristokratie Berns und die revolutionäre, nationalistische und zu Zeiten kriegerische Demokratie der „Länder" besaßen keinen konsequenteren Gegner als den Herrn Obristzunftmeister Ochs) ein feingebildeter Herr der alten Reichsstadt Basel, mußte er, nicht allein getrieben von seinem nervösen Geltungstrieb und einer sehr starken Eitelkeit, sondern sozusagen vernunftgemäß in eine Kampfstellung zur barocken Schweiz geraten.

Wenn man mit vollem Recht von einer Schuld des Peter Ochs spricht, die seine moralische Verurteilung zur Folge haben mußte, so soll zugegeben werden,

*) Korrespondenz des Peter Ochs (1752—1821). Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Steiner. III. Band. Ausgang der Helvetik Mediation und Restauration. 1800—1821. Basel 1937. Verlag von Emil Birkhäuser & Cie.

daß sie im tiefsten Grunde eine tragische Schuld war. Er wurde nicht schuldig, weil er als Haupt der helvetischen Revolutionspartei galt und dieses Haupt auch wirklich eine Zeitlang war; auf keinen Fall darf ihm sein Unitarismus zum Vorwurf gemacht werden oder seine führende Rolle beim Zerschlagen der alten Ordnung und bei der Beseitigung der Privilegien. Nein, seine tragische Schuld liegt darin, daß er, allerdings nicht er allein, die Armee der Franzosen ins Land gerufen hat, daß er nie eingesehen hat, daß es Frankreich an und für sich nicht (und in den Jahren des Raubkriege führenden Direktoriums ganz besonders nicht) um die Befreiung der schweizerischen Untertanen oder gar um die Errichtung eines schweizerischen Einheitsstaates zu tun war, sondern einzig um nackten Raub, um Besitznahme der Alpenpässe; er mußte wissen, daß der Einmarsch der Franzosen, der damaligen imperialistischen und kriegerischen Macht Europas, aus der Schweiz Kriegsboden für fremde Heere machen würde. Wer die staatliche Unabhängigkeit des Vaterlandes, seine Macht und Stärke einer Ideologie opfert, begeht Landesverrat, 1798 und 1937!

In dieser Feststellung liegt die Erkenntnis der tragischen Schuld des Peter Ochs. Laharpe hat den Einmarsch der Franzosen auch gefördert; aber er hat die fremden Bajonette ins Land gerufen, um sein waadtländisches Vaterland von einer Herrschaft zu befreien, die er und seine waadtländischen Gesinnungsgenossen als Fremdherrschaft und Joch empfanden; rein subjektiv lag hier wohl kein Landesverrat vor (so wenig wie bei Pilsudski, Masaryk und Benesch). Ochs wird auch nicht, wie Gustav Steiner dies leider wieder versucht, durch die sog. „reaktionären" Umtriebe der Partei des Schultheißen v. Steiger und der Berner Patrizier (vor 1798) entschuldigt. Wenn diese bei Österreich, England und der antifranzösischen und auch antirevolutionären, meinetwegen reaktionären Koalition als Altgesinnte einen Halt suchten, (namentlich bei England) so taten sie als nationalbewußte Schweizer nur ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, die Ereignisse nach 1798 gaben ihnen denn auch in ihrer Beurteilung der realen Absichten Frankreichs vollständig recht. (Denn in Österreich dachte 1789—1798 kein Mensch an eine Eroberung der Schweiz, diese Feststellung ist auch noch nie bestritten worden).

Nun bin ich mir klar bewußt, daß es eine wirklich objektive schweizerische Geschichtsschreibung durch einen Schweizer nie gab, nie gibt, nie geben wird, so lange dieses schweizerische Vaterland noch besteht. Es werden von einem solchen Geschichtsschreiber, zum mindesten, was die äußere Politik anbelangt, stets politische Werturteile gefällt werden müssen. Auch Steiner fällt in seinen einleitenden Ausführungen eine Menge solcher Werturteile; wenn er aber gelegentlich über nationalistische schweizerische Geschichtsschreiber seinen Tadel ausspricht, so berührt dies sonderbar; denn darunter versteht er schweizerische Geschichtsschreiber (Oechsli, Dierauer), die keine Entschuldigung für das Verhalten des Peter Ochs im Unglücksjahr 1798 finden! Übrigens: es gibt heute eine Schule schweizerischer Historiker, die uns zum gerechten Verständnis der Helvetik führen will (was aus verschiedenen Gründen, nicht zum wenigsten aus heutigen der Innenpolitik, an und für sich zu begrüßen ist), indem sie geradezu kokett ihre Sympathie für die Invasionsmacht zur Schau trägt. Wir möchten in diesem Zusammenhang nur Alfred Rufer erwähnen, der im Historisch-Biographischen Lexikon der Schweiz, 4. Band, Seite 169, in seiner Abhandlung „Helvetik" über die schweizerischen Zustände zu Ende der Helvetik schreibt: „Die Zügellosigkeit, Frechheit und Sinnesroheit im Volk (Schweizervolk! Der Rez.) hatten einen unglaublichen Grad erreicht. Zum Glück (welches Glück! Der Rez.) waren die französischen Truppen da und halfen den Behörden bei Handhabung der gesetzmäßigen Ordnung kräftig mit." Ein wunderbares Glück, das darin bestand, daß die fremde Soldateska, nachdem sie das Land der „ältesten Alliierten" ausgeplündert, das „befreundete" Volk mißhandelt hatte, so „edel" war, die von ihr in Tat und Wahrheit eingesetzten helvetischen Behörden gegen den Willen des „befreiten" Volkes zu schützen; sie wußte, warum sie den helvetischen Behörden, diesen Marionetten der französischen Generäle und der Machthaber in Paris, zu Hilfe kam gegen das verzweifelte schweizerische Volk. Wenn hier ein Historiker noch ein Wort des Dankes an die Franzosen wagt, so fehlt es bei ihm an der gesunden Einstellung zu Land und Volk, am Sinn für nationale Würde.

Die öffentliche Meinung der Schweiz war in ihrer großen Mehrheit 1798 gegen Ochs, sie ist es auch heute

noch: seine Söhne baten, unterstützt von ihrem Vater (!) mit Erfolg die Basler Behörden, den mit der nationalen Schmach bedeckten Namen abzulegen; des Peter Ochs Nachkommen heißen His.

Laharpe stürzte Ende Juni 1799 den tatsächlich von Frankreich eingesetzten Mitdirektor Ochs. Eine Zeitlang schien es, als ob der Mann in jeder Beziehung, auch physisch, das Opfer der entfesselten Gewalten in der helvetischen Republik würde. Sogar die französischen Protektoren wandten sich von ihm ab und wohl eine der herbsten Enttäuschungen des Peter Ochs muß es gewesen sein, daß Frankreich selbst den helvetischen Einheitsstaat zerschlug, nicht, weil er zu liberal war, sondern, weil Frankreich im Grunde genommen nie an der alten Wahrheit zweifelte, daß eine Schweiz, bestehend aus zwanzig und mehr Pasteten, leichter zu verzehren ist, als wenn sie einen wirklichen Staat, eine wirkliche Einheit nach außen darstellt *). Und 1802/03 machte Frankreich durch die Vermittlung, die Mediation, seinen Frieden mit dem frankophilen Teil der Oligarchie und mit dem zu dieser gesellschaftlich und sozial zuneigenden Schicht des liberalen Großbürgertums der Zunftstädte Zürich und Basel. Ochs nahm an der Consulta, wahrscheinlich als selbsternannter Delegierter der Solothurner und Baselbieter Bauern, teil. Etwas, was der Liberale Ochs stets bekämpfte, die staatsrechtlichen Privilegien und die Untertanenschaft, — und dieser Kampf bleibt verdienstlich und soll ihm auf seinem belasteten Konto gutgeschrieben werden — kehrte nicht wieder.

Nach seinem Sturz im Jahre 1799 kehrte Ochs geduckt in das Privatleben zurück. Nach einer kurzen, peinlichen Pause nahm er seine vielseitige Korrespondenz wieder auf. (Der Vollständigkeit halber sei hier nochmals bemerkt, daß Ochs nach seinem Sturz aus Angst vor einer Verhaftung belastende (und andere!) Korrespondenz vernichtet hat.) Auch jetzt ist sie in der Hauptsache in französischer Sprache abgefaßt. In der eidgenössischen Politik trat Ochs handelnd öffentlich nie mehr auf (mit der einzigen Ausnahme der Consulta). Er hatte schwere Jahre durchzumachen; der Zusammenbruch seiner politischen Stellung in Helvetien war gefolgt von einem finanziellen Zusammenbruch, seine Frau verließ ihn. Aber es gelang ihm verhältnismäßig schnell, wieder festen Boden unter den Füßen zu bekommen; Basel war und blieb nun seine Wirkungsstätte. Er gehörte als Mitglied der Regierung und als Haupt der liberalen Partei, vor allem als pflichtgetreues, sehr fleißiges und tüchtiges Haupt der Schule, Volksschule, Mittelschule und Universität, zu den einflußreichen Männern der Republik Basel in der Mediations- und in der Restaurationszeit. Seine Verdienste um die Basler Universität sind hoch einzuschätzen; auch um die Volksbildung machte er sich verdient. Überhaupt bringen uns die letzten Jahre dem Manne menschlich näher, er wird sympathischer, die zweifellos vorhandenen guten Seiten seines Wesens treten deutlicher in Erscheinung. Als Liberaler und als gebildeter Mann konnte er in Basel ein großes Betätigungsfeld finden, im Kampf gegen Pietismus und engbrüstige protestantische Orthodoxie zeichnete er sich aus. Bis zuletzt war er ein Haupt der französisch-protestantischen Kirche seiner Vaterstadt. Als Haupt der Liberalen kandidierte er zuletzt 1817, also in der Restaurationszeit, für den Bürgermeisterposten. Er unterlag mit 43 gegen 56 Stimmen, die dem Herrenhuter Wenk zufielen. Ochs war immer historisch interessiert; an seiner bekannten Geschichte Basels arbeitete er jahrelang mit großer Sorgfalt. In die Geschichte des Kantons Basel ging er ein als der Deputat Ochs, als der Betreuer der Universität, der Wissenschaften, als der entschlossene Feind des in der Rheinstadt nie machtlosen Obskurantismus.

Mit den Helvetikern, die ihn 1799 gestürzt hatten, versöhnte er sich bald. Laharpe ging er sogar in finanziell bedrängter Lage um Hilfe an; mit Usteri pflog er einen überaus interessanten Briefwechsel. Und aus diesem Briefwechsel ersehen wir, daß er seiner Grundeinstellung treu blieb. Er blieb der liberale Ideologe von 1789 bis er starb. Daß er 1813/14, als die Alliierten, Österreicher und Preußen, unter Billigung einer bernischen Partei, durch die Schweiz nach Frankreich marschierten, um den Korsen in Frankreich selbst zu besiegen, noch einmal aufbrannte, ist verständlich; weniger verständlich ist, daß sein Geschichtsschreiber getreulich mit aufbrennt und die Legende wieder aufwärmt, es hätte damals eine Neutralitäts-

*) Diese sog. „alte Wahrheit" bedeutet eine subjektive, völlig unrichtige Meinung des Rezensenten. **Die Schriftleitung.**

verletzung durch die alliierten Mächte stattgefunden und es hätten die Altgesinnten damals diese schweizerische Neutralität verraten. Von 1798 bis 1813 war die Schweiz kein selbständiges Staatswesen mehr, dessen Neutralitätserklärungen irgendwelchen realen Wert hatten; nicht nur in den Augen der Welt, sondern effektiv war die Schweiz in diesen Jahren nichts anderes als ein französischer Vasallenstaat, wie das Königreich Italien, wie Holland, der mit der Protektoratsmacht in der Stunde der großen europäischen Katastrophe, als die Völker sich von der französischen Herrschaft befreiten, in den gleichen Tiegel geworfen werden mußte. Daß die Schweiz heute ein selbständiges Staatswesen ist, hat sie dem Ausgang der Schlacht von Leipzig zu verdanken . . .

* * *

Die Korrespondenz des Peter Ochs vermittelt uns eine Fülle von Tatsachen: sie betreffen zwar nur den engeren Bezirk der eigentlichen Politik; das ganze Bild der Zeit ersehen wir daraus nicht. Dazu gehört eine Darstellung der damaligen sozialen Struktur des Schweizervolkes in allen Einzelheiten; eine Skizzierung der damaligen großen Linien der europäischen Geschichte, eine geopolitische Skizze unseres Kontinents zur damaligen Zeit, gehört vor allem Kriegsgeschichte. Heute wissen wir selber besser, als noch vor 30 Jahren, daß Kriegführung und Strategie sehr Wesentliches in der Geschichte sind — sie treiben die Geschichte vorwärts; sie bringen allein die Entscheidung. Die Geschichte kann der dramatischen Episoden nicht entbehren; ohne Kriege und Revolutionen gibt es keine Geschichte, so wenig es eine Geschichte gibt, ohne die gewaltige Tatsache des lebendigen Volkstums . . .

Die Helvetik ist für unsere Zeit von allergrößter Bedeutung und allergrößtem Interesse. Denn nach der Einstellung zum nationalen Staat unterscheiden sich auch heute noch die politisch handelnden und denkenden Menschen. Die Bürgerkrone gebührt aber nicht dem Manne, der an den brennenden Trümmern seines Vaterlandes die Hände lächelnd reibt und sich freut: „Die Freiheit, mein Prinzip, ist gerettet". Denn nicht die Staatsform ist die Hauptsache, Hauptsache ist der vaterländische Staat an sich, das Vaterland. Die Tatsache des Vaterlandes steht über jeder politischen Doktrin. Hans Zopfi.

Politik der Schweiz.

Anton Philipp von Segesser: Politik der Schweiz, Ideen und Grundlagen; herausgegeben von Oscar Alig. Vita Nova Verlag Luzern. 1937. 92 S.

Mit dieser Auswahl aus der „Sammlung kleiner Schriften" des hervorragenden Luzerner Rechtshistorikers Anton Philipp v. Segesser möchte Oscar Alig die gegenwärtigen geistigen, politischen und sozialen Zustände unseres Landes beleuchten und den Blick schärfen für das, was die Zeitereignisse von uns fordern. Er tut das, indem er einleitend das Denken und Wirken Segessers als Politiker und Historiker umreißt und ihn dann selbst in acht Kapiteln zu Worte kommen läßt über die Frage der Staatsform in Europa und Amerika, über Absolutismus und Freiheit der Kirche, über das europäische Gleichgewicht, über Deutschland und Frankreich, über den Rechtsstaat und die Zukunft Europas, über Demokratie und Föderalismus, über den neuzeitlichen Krieg und über sein politisches Selbstbildnis.

Alig hätte für seine Veröffentlichung keinen günstigeren Zeitpunkt wählen können. Angesichts des Zerfalls des Völkerbundes in zwei ideologische Blöcke und der dadurch für die Schweiz dringend notwendig gewordenen Wiedergewinnung der unbedingten Neutralität ist die Besinnung auf die eigentlichen Wurzeln unserer Kraft und staatlichen Existenz das Gebot der Stunde. Freilich, Segesser war zu sehr Föderalist, als daß wir ihm z. B. in seinen Äußerungen über Demokratie und Föderalismus, vom Standpunkt des Gesamtstaates aus, in allem beipflichten könnten; man denke nur an die heute noch hemmenden Einwirkungen der föderalistischen Staatsauffassung auf dem Gebiete der Landesverteidigung. Und dennoch. Segesser verdient es, heute wieder mehr denn je, gehört zu werden. Was er im Jahre 1866 über Europa schrieb, ist wie auf die Gegenwart zugeschnitten, wenn er ausführt: „Europa ist . . . in diesem Augenblicke auf einem Punkte angelangt, wo die wichtigsten Fragen eines politischen Systems einer Entscheidung entgegen zu gehen scheinen. Das Gebäude, das auf den Verträgen von 1815 (1919/20) beruht,

ist längst zerfallen, ohne daß einige lokalisierte Kriege und partielle Stipulationen ein neues zustande gebracht oder auch nur das Bedürfnis zu allgemeiner Anerkennung geführt haben, die großen Territorial- und Prinzipienfragen, die aus der veränderten Zeitlage hervorgegangen oder aus früheren Zeiten ungelöst herübergekommen sind, auf einem allgemeinen Kongreß zu regulieren".

Ungesättigte standen 1815 beiseite wie 1920, und ungelöst waren die Ziele der Heiligen Allianz geblieben wie diejenigen des Völkerbundes. Auf politischem wie auf religiösem Gebiet mußte daher die Zeit die von Segesser so sehr gefürchtete Störung des Gleichgewichtes der Kräfte bringen. Die eine Seite dieses störenden Einflusses erblickte er in den Ausdehnungsbestrebungen Preußens und in der Einigung Deutschlands; die andere erkannte er im Kulturkampf, als dem Anfang des Ringens um den totalen Staat. Durch das Vordrängen Deutschlands sah er nicht nur die ihm legitim erscheinende Vorherrschaft Frankreichs und die Existenz Österreichs bedroht, sondern damit auch die Unabhängigkeit und die selbständige Entwicklung der Nationen. Doch weit mehr Aufmerksamkeit schenkte er dem Kulturkampf. „Was wird der Ausgang dieser welthistorischen Phase bringen?" fragt er besorgt. „Wer wird Sieger, wer Besiegter sein? Es ist das gleichbedeutend mit der Frage: Wird die moderne Kultur das Christentum verdrängen, wie zur Zeit das Christentum die heidnische Kultur überwand, oder wird das Christentum sich behaupten?" Den Hauptangreifer sieht er im Sozialismus, der den Zweck hat, „an die Stelle der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung die Eigentumslosigkeit des Individuums, die Gemeinsamkeit aller Güter, die Aufhebung der Ehe und der Familie, die Weltbürgerschaft zu setzen". —

So schrieb Segesser. Sein Ziel war der auf christlicher Grundlage ruhende demokratische Rechtsstaat. Klar und unerschrocken schritt er auf dieses Ziel zu und bekannte in seinem „Rückblick . . ." im Jahre 1879 auf die Frage nach seinem grundsätzlichen Verhalten im Nationalrat: „Ich sprach und stimmte in diesem Rate, wie überall in meinem öffentlichen Leben als Demokrat, als Föderalist, als Katholik."

Ernst Steinemann.

Luftmacht.

Fischer von Poturzyn: „Luftmacht". Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg. 1938. 176 Seiten.

Seit Jahren schon ist die Luftfahrt über die engen Auffassungen derer hinausgewachsen, die anfänglich glaubten, das Flugzeug wäre im Frieden eine zwar bemerkenswerte, aber nicht grundlegende Verbesserung der Verkehrsmittel zu Land oder Wasser, und im Kriege wohl ein neues Hilfsmittel des Kampfes, aber nur dazu berufen, die traditionelle Tätigkeit der Kavallerie und Artillerie auszubauen. Die letzten zehn Jahre der Entwicklung der Luftfahrt haben gezeigt, daß der Einzug der „Luftherrschaft", sei es im Frieden oder im Krieg, neuartige Möglichkeiten geschichtlicher Entfaltung gegeben hat. Zu den bisherigen Machtfragen der Land- und Seeherrschaft ist als neues Gebiet der Luftraum hinzugetreten. Das innere und äußere Verhältnis, in das die Nationen zu dieser Tatsache treten, ist mitbestimmend für ihre Zukunft geworden.

In der Welt werden heute jährlich rund neun Milliarden Schweizerfranken für die Luftfahrt ausgegeben; die jährliche Flugzeugproduktion beläuft sich auf etwa 30,000 Maschinen; die Luftrüstung hat bereits vielfach die Seerüstung überflügelt. Die technische Entwicklung geht so rasch vorwärts, daß einzelne Höchstleistungen des Jahres 1935 heute schon von geschlossenen Staffeln ausgeführt werden. Die Handelsluftfahrt leistet bei einer Beförderung von 300,000 Passagieren in einem Monat über 20 Millionen Flugkilometer; der Luftreisekreis um die Erde hat sich geschlossen, die flugplanmäßige Überwindung der Ozeane steht dicht davor, zu einer Selbstverständlichkeit zu werden. Das Schaubild der Weltluftfahrt zeigt ein Panorama der Leistungen, wie es noch vor kurzem nur wenigen vorgeschwebt hat. Die Wirklichkeit überbot die Phantasie, die Leistung war größer und rascher als die gewagteste Erwartung.

Damit ist das Gesamtgebiet der Luftfahrt derart vielseitig und in seinen Teilgebieten derart weitläufig geworden, daß es selbst den Fachmann Mühe kostet, der in Tiefe und Breite sprunghaft vorwärtsdrängenden Entwicklung zu folgen.

Ungleich schwerer noch ist es für den Außenstehenden, einen Blick für Sinn und Bedeutung der ihm fremden und in stetem Fluß befindlichen Materie zu bekommen. Nur wenige haben eine Vorstellung, um welch gewaltige, in den eigensten Lebensbezirk eingreifende Tatsachen es sich bei der Eroberung der dritten Dimension eigentlich handelt.

In dem Buche „Luftmacht" des an leitender Stelle in der deutschen Luftfahrt tätigen Fischer von Poturzyn, dem wir bereits ein ausgezeichnetes Werk über den deutschen Südatlantik-Dienst verdanken, werden diese Tatsachen mit größter Anschaulichkeit hingestellt. Der Verfasser ist mit der Gedankenwelt älterer wie jüngerer Sachverständiger in Luftfahrt- und Luftwaffenfragen vertraut. Er schildert ihre verschiedenen Lehren und Theorien und untersucht, wieweit sich diese mit seinen eigenen Beobachtungen und Überlegungen decken, die er beim jüngsten Einsatz von Luftstreitkräften in Ostafrika und Spanien sammeln konnte. Der Verfasser legt dar, welche tatsächlichen und unmittelbaren Auswirkungen die Luftwaffe bei bestimmten militärischen Operationen hat, und darüber hinaus, welche Rolle ihr im Kriege überhaupt und in den großen Zusammenhängen der internationalen Politik zukommt.

Im besondern wird eine zusammenfassende Darstellung der umstrittenen Lehre Douhets, des „Clausewitz des Luftkrieges", gegeben. In anschaulicher Weise wird ferner die Luftstrategie des Britischen Weltreiches, Rußlands, der Vereinigten Staaten und Frankreichs umrissen. Der Verfasser untersucht die Luftwaffe auf Leistungsfähigkeit der Flugzeuge, Verschiedenheit der Kriegsflugzeugarten, Entwicklung der Flugmotore und Gliederung der Luftstreitkräfte. Er wirft interessante technische Einzelfragen, wie Strato- und Substratosphärenflug auf und führt neuartige Schutz- und Angriffswaffen vor (Granaten mit Stahlnetz, fliegende Handgranaten, Schlepptorpedos mit Fernzündung, Gleitbomben usw.). Ein letztes, großes Kapitel ist der Geschichte, Geographie, Technik und Politik des Luftverkehrs gewidmet.

„Luftmacht" ist für den Flugsachverständigen ein willkommener Abriß voll interessanter Einzelheiten; für den Laien bedeutet das Buch überraschendes, aber immer leicht faßliches Neuland. Dreißig Zeichnungen von vorbildlicher Anschaulichkeit ergänzen die lebendigen Darstellungen, welche mit ausgezeichnetem Bildmaterial durchsetzt sind. Man muß es sehr begrüßen, daß Fischer von Poturzyn dieses anschauliche Bild vom Begriff Luftmacht geschaffen hat. Mag man auch mit den Folgerungen des Verfassers in den Einzelheiten nicht immer einig gehen — in jedem Falle trägt sein Buch dazu bei, daß sich die Erkenntnis luftpolitischer Erfordernisse weiter vertieft und — was sehr zu wünschen ist — sich über den Kreis der Flieger hinaus in der Allgemeinheit verbreitet. Walter Ackermann.

Ignaz Paul Vitalis Troxler.

Ignaz Paul Vitalis Troxler: Fragmente. Herausgegeben von Paul Aeppli, St. Gallen, Dreilinden-Verlag.

Die Philosophie Troxlers ist ein Seitenzweig des deutschen Idealismus, welcher sich durchaus auf Einheit, Leben, Mensch richtet und darin mitten in die deutsche, ja auch ein wenig in eine schweizerische Überlieferung hineinstellt, wenn wir diese etwa an Paracelsus anknüpfen wollen. Das heutige Auseinanderfallen von Mensch und Natur ist die Tatsache, von welcher Troxler ausgeht. Die Gegensätze von Geist und Sinnlichkeit, Denken und Sein, Ich und Welt, Seele und Materie, sind nur Ausdruck dieses Auseinanderfallens und waren früheren Zeiten noch unbekannt. Heute ist es Aufgabe der Philosophie, die Einheit durch Erkenntnis, durch Auffindung der Einheitsprinzipien wieder herzustellen. Erkenntnis ist nicht einfach Denken, weder nach außen gerichtetes (Verstand), noch nach innen gerichtetes (Vernunft). Beide Arten sind ungenügend und einseitig, sie ergeben die Ausartungen Empirie und Spekulation; jenes der Leichnam, dieses das Gespenst der Philosophie. Die Begriffe der Philosophie sind abstrakt, tot, wirklichkeitsfremd und dringen infolgedessen auch nicht zur Wirklichkeit durch. Der Mensch besitzt andere, wirksamere in seinem Urbewußtsein. Dem subjektiven und objektiven Denken liegt eine einheitliche lebendige Denkkraft zu Grunde, von der alles andere nur Erscheinung ist. Alles ist der Mensch in sich. Er geht von einem Subjektiven und

Apriorischen aus und durch ein Objektives und Aposteriorisches in sich zurück. Der innere Mensch ist im schärfsten Sinne dasselbe wie das Innere der Natur mit ihrer Schöpferkraft. Die Mobilisierung der tieferen schöpferischen Erkenntnis, welche bewußt eins ist mit dem Werdeprozeß der Natur, geschieht durch Meditation. Im Kinde ist das so zu erreichende hellsichtige Urbewußtsein schon weitgehend vorhanden gewesen; es ist Aufgabe der Erziehung, dies richtig ins verständige helle Bewußtsein des Erwachsenen überzuleiten. Die einzelnen Wege, auf denen das Organ der höheren Erkenntnis zur schöpferischen Wirksamkeit gebracht wird, gehen alle aus dem Menschen hervor und daraus, daß er die Mitte von allem ist: Freiheit und Gesetz müssen vereinigt werden, Selbstheit und Selbstlosigkeit u. s. w. Alle Wissenschaft ist nur angewandte Anthroposophie. Auch die Religion macht davon keine Ausnahme. Sie beruht nicht auf einer äußeren Offenbarung, denn das Übernatürliche ist dem Menschen natürlich. Die Heilkunde muß eine Verbindung von Wissenschaft und Kunst werden, die Erziehungslehre eine solche von Freiheit und Bindung. — Schon aus diesen Andeutungen ersieht man, daß Troxler dem deutschen Spätidealismus nahe steht, insbesondere Schelling, dessen Schüler er einige Zeit war, sowie der Naturphilosophie im Stile Schellings und Okens. Seine Aphorismen zeigen alle Vorzüge dieser Richtung: die glänzende Intuition, aufschlußreiche Annäherung des scheinbar Unverwandten, zugespitzt paradoxale Formulierung; — wie auch all deren Nachteile: Vorliebe für Wortspielereien, die für dialektische Erkenntnis gehen sollen, Geschwätzigkeit, Zuchtlosigkeit. Ebenso begreift sich ohne weiteres, daß die Steinersche „Anthroposophie" sich Troxler als Vorläufer nicht hat entgehen lassen, wie denn auch in der Tat die vorliegende Veröffentlichung von ihren Kreisen ausgeht. So verdienstlich die erneute Vorstellung des weithin Vergessenen ist, so wäre doch weniger mehr gewesen; eine schärfere Auswahl hätte dem Andenken Troxlers mehr gedient. — Troxler wurde 1780 in Beromünster geboren. Sein Leben war recht wechselvoll. Er war Arzt und Professor der Philosophie, überwarf sich aber dank *seinem* unruhigen Geiste und *ihrer* Enge mit den Behörden der verschiedenen Kantone, in welchen er tätig war, sehr häufig, umsomehr, als auch in der Schweiz nach 1815 für die Freiheit der Wissenschaft wie der Meinung überhaupt keine allzu guten Tage gekommen waren. Mehrfach suchte er so Zuflucht außerhalb seines Vaterlandes, in Deutschland und Österreich. Hegel schätzte ihn sehr. Troxler starb, nachdem er 76 Schriften veröffentlicht hatte, 1866 in Aarau.

Erich Brock.

Prinz Eugen von Savoyen.

Heinrich von Sybel: Prinz Eugen von Savoyen. Drei Vorlesungen, gehalten zu München im März 1861. Unveränderter Abdruck der Originalausgabe in neuzeitlicher Rechtschreibung. Verlag Georg D. W. Callwey, München. 1937. 152 Seiten.

Friedrich der Große, welcher den alten Prinzen Eugen während eines Feldzuges am Rhein sah, sagte: „Wenn ich etwas tauge, wenn ich etwas von meinem Handwerk verstehe, namentlich in schwierigen Feinheiten, so verdanke ich es dem Prinzen Eugen." Graf Starhemberg, der berühmte Verteidiger Wiens, der im Jahre 1697 den Prinzen Eugen dem Kaiser Leopold empfahl, schrieb: „Ich weiß niemand zu nennen, der mehr Verstand, Erfahrung, Fleiß und Eifer für des Kaisers Dienst, der eine großmütigere und uneigennützigere Gesinnung, der die Liebe der Soldaten in höherem Grade besitzt als der Prinz." Der von Ludwig XIV. verschmähte Prinz Eugen stand damals schon seit vielen Jahren in kaiserlichen Diensten, in welchen er bereits 1689 zum Feldmarschall-Leutnant befördert worden war. Erfreute er sich nach Starhembergs Zeugnis schon früh der Liebe seiner Soldaten, so sollte er doch erst in einem späteren Türkenkriege, durch die Einnahme Belgrads, zu höchstem Feldherrnruhme gelangen. Nach dem Falle der Stadt diskutierten die Diplomaten auf dem Kongresse von Passarowitz die Anträge des Prinzen, welche die Grenzen der Christenheit weitausgreifend vor den Ansprüchen der Pforte sichern sollten. Eben damals haben kaiserliche Soldaten im Feldlager vor Belgrad das volkstümliche Lied vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, erdacht, das den Helden trefflich schildert und im Verein mit über zwanzig andern Eugeniusliedern den Ruhm des Türkenbezwingers in alle deutschen Lande trug.

Am 21. April 1936 waren genau zweihundert Jahre verflossen, seit Prinz Eugen, Österreichs größter Staatsmann und Feldherr, in Wien starb. Der Verlag Callwey in München folgte einer glücklichen Eingebung, als er anläßlich dieses 200. Todestages die drei Vorlesungen, die Heinrich von Sybel im Frühling 1861 über den Prinzen Eugen in München hielt, in Form eines schmucken Bändchens neu herausgab. Der Rankeschüler Heinrich von Sybel, dem die Geschichtswissenschaft die Gründung der später von Friedrich Meinecke betreuten „Historischen Zeitschrift" verdankt, ist bekanntlich ein Vertreter der liberal-nationalen Schule, dessen Werke sich trotz der oft gepflegten Verbindung von Historie und Politik auf exaktesten kritischen Studien aufbauen. Wie von Sybel in seiner „Geschichte der Revolutionszeit", der bedeutendsten Leistung der liberal-nationalen Schule, die große Revolution im Rahmen der europäischen Politik darstellte, verknüpfen auch seine etwas später verfaßten Ausführungen über den Prinzen Eugen die Geschicke des Helden mit den meisterhaft geschilderten Ereignissen zeitgenössischer Geschichte. Ausgehend von Frankreich folgt der Leser dem Lebenswege des Prinzen, der drei Kaisern aus dem Habsburgerhause als Feldherr und Staatsmann diente und durch seine kriegerischen und diplomatischen Leistungen sowohl die Beziehungen der Christenheit zur Pforte als auch das Verhältnis der europäischen Mächte unter sich maßgebend mitbestimmte. Eingehend berücksichtigt die von Sybel'sche Schrift die Teilnahme des Prinzen am spanischen Erbfolgekrieg, wobei die glückliche Zusammenarbeit mit dem Herzog von Marlborough besonders schön geschildert wird. Anziehend sind an dieser knappen Biographie vor allem die dem Charakter und der hohen Gesinnung des Prinzen gewidmeten Ausführungen, die dem Leser nicht nur den Soldaten und den Staatsmann, sondern ebenso sehr den Freund der Bücher, der Künste und der Wissenschaften vor Augen führen. Als einzige Illustration ist der Schrift ein Bild der Apotheose des Prinzen Eugen, einer Barockplastik Balthasar Permosers, beigegeben. Dieser Hinweis auf die zeitgenössische Kunst ist um so mehr am Platze, als ja auch das Wiener Belvedere, eine der schönsten Schöpfungen barocker Architektur, im Auftrage des Prinzen erbaut wurde.

Der Neudruck dieser Schrift eines großen Historikers, dessen glänzender Stil sich durch eine klare und wissenschaftliche Ausdrucksweise kennzeichnet, ist um so mehr zu begrüßen, als sie manchem modernen Biographienschreiber ein Vorbild sein kann.

Franz Schoch.

Dürer und der nordische Schicksalshain.

J. Strzygowski: Dürer und der nordische Schicksalshain. Eine Einführung in vergessene Bedeutungsvorstellungen. Heidelberg, Winter, 1937. 187 Seiten, mit 155 Abb. und einer dreifarb. Tafel. Geh. RM. 15.—, geb. 17.50.

Strzygowski wertet die Kunst nicht nach ihrer äußern greifbaren Form, die nur ein Hilfsmittel ist, um dem Entscheidenden, dem sinnbildlichen Gehalt, sichtbaren Ausdruck zu verleihen. So legt er z. B. nicht das Hauptgewicht darauf, zu wissen, ob ein Kunstwerk noch der Gotik, oder schon der Renaissance angehört, sondern ob es deutsch und nordisch sei. Er beweist uns an Hand eines reichen Vergleichsmaterials die Ähnlichkeit des Gehalts der deutschen Kunst und der indogermanischen (Iran, China), obwohl ihre äußere Form stark differiert. Dies ist ja der Grundton aller seiner Bücher, besonders gründlich erforscht in seinen „Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst".

Wenn der nordische, bez. indogermanische Künstler seiner eigenen Natur Gestalt geben will, so greift er, nach Strzygowski, zur Landschaft. So sind denn auch Dürers volkstümlichste Blätter, diejenigen, die aus seinem eigensten innern Wesen stammen, die landschaftlichen und die religiösen, und so kann das „Allerheiligenbild" in Wien „Beginn des Jüngsten Gerichtes bei Anbruch der Morgenröte" benannt werden, wenn man von der Landschaft ausgeht. Diese unterstreicht jeweils die Stimmung des Bildes, und dank ihr ist der „Christus am Kreuz" in Dresden, den er unbedingt Dürer zuschreibt, „eine der gewaltigsten Schöpfungen nordischer Kunst". Wie oft auch finden wir hinter seinen Porträts Landschaftsausschnitte, die man leider nur zu gerne übersieht. Wenn bei Dürer, im Kampfe zwischen der

menschlichen und der landschaftlichen Gestalt, die erstere öfters siegt, so ist dies bedingt durch das nordische Sehnen nach dem Schönen, dem Süden, durch den Einfluß der italienischen Kunst, der er immer wieder erliegt. Auch will er den Bestellungen des Kaiserhofes, der Kirche und der Humanisten genügen.

Weiter beweist uns Strzygowski die Übereinstimmung der indogermanischen Kunst, an der überall beobachteten Abgrenzung des heiligen Bezirkes, die bildlich dargestellte Grenze zwischen einer innern und äußern Welt. So sitzt z. B. die Madonna meistens in einem durch Zäune, Mauern oder Wasser streng gesonderten Platz, wie auch die indischen und persischen Götter oft auf Inseln, oder dem sogenannten Weltberge dargestellt sind. Im Schicksalshain, den die Kirche Paradies getauft hat, ist der Garten wichtiger, als die Gestalten; diese sind nur dazu da, seine Bedeutung augenfällig zu unterstreichen. Einer der besten Beweise hiefür, wie auch für die Darstellung der altnordisch-deutschen Volksüberlieferung, ist der „Schicksalsgarten Christi" in Frankfurt a. M. Hier ist es wohl ein christlicher Gegenstand, dessen Ursprung aber in einem weit älteren indogermanischen Sinnbild zu suchen ist: dem Garten mit den Schicksalsgöttinnen. Im Todesengel erkennt Strzygowski den deutschen Urmenschen, den er seiner Haltung gemäß, nach Walter von der Vogelweide, Waltergestalt nennt. Diese findet er in Persien im Hirten Yima und der Fürbitterin Kwanyin, in Dürers „Melancholie", wie im „Johannes der Täufer" von Geertgen van Sint Jans. Überall die Schwermut, das Grübeln oder Träumen, die im nordischen Geblüt eingewurzelt sind. Es ist „der Mensch, der auf dem Weltberge sitzend und sinnend, in sich hinein oder in die Weite schauend, einst im hohen Norden seine Seele entdeckt haben dürfte."

Strzygowski findet überhaupt auch in der südlichen Kunst des 15. Jahrhunderts Schicksalsbilder, denn Dürer ließ sich nicht nur durch Italien beeinflussen, er drückte auch Künstlern, wie Botticelli und Giorgione z. B., seinen nordischen Stempel auf. „Die Geburt der Venus" wird als „Simonetta nimmt die Liebe bei sich auf" gedeutet, „Der Frühling" als „Simonetta im Vollbesitz ihrer Liebe", also Schicksalsbilder; wie auch Giorgiones „Familie". Die Landschaft wird hier als Ausdruck menschlicher Stimmung gebraucht. Zwei Jahrhunderte später findet Strzygowski die Ausdruckslandschaft in Holland, bei Rembrandt und insbesondere bei Ruysdael. Noch später sind es Turner, K. D. Friedrich, Böcklin, um nur einige zu nennen, die das Höchste in dieser Art geleistet haben. Selbst Goethe wird in diesem Buche als Romantiker gewertet, da nämlich, wo er es immer geblieben ist, in seinen Zeichnungen, worin er „das höchste Ziel nordischer Kunst sucht: die Zwiesprache mit dem All".

Endlich widmet Strzygowski ein Kapitel „dem größten deutschen Meister im Gebiete der Ausdruckslandschaft", Böcklin, der insbesondere mit der „Toteninsel" das spezifisch deutsche Ideal der bildenden Kunst erreicht hat, nämlich ein Bild zum Träumen. Zum Schluß wird uns bewiesen, daß es auch in der heutigen Kunst möglich ist, „all der Sehnsucht Ausdruck zu geben, die aus dem Inneren nach anschaulicher Gestalt ringt". In Hertha Strzygowski lernen wir eine tiefe Nordnatur kennen, die sich hauptsächlich in der Alpendarstellung ausdrückt.

Der Standpunkt Strzygowski's, die bildende Kunst von ganz neuen Seiten zu beleuchten und zu werten, ist höchst interessant und öffnet ungeheure Horizonte, wirft aber die Kunstgeschichte, wie sie heute gelehrt wird, über den Haufen. Vorläufig allerdings, so sagt er selbst, handelt es sich um Annahmen, eine deutsche Kunstgeschichte zu ermöglichen, die die Dinge vom Nordstandpunkt aus sieht und anerkennt, denn die eigentliche Arbeit muß erst geleistet werden.

A.-M. Thormann.

Ein Fabeltier.

J. D. Chamier: Ein Fabeltier unserer Zeit. Amalthea Verlag, Zürich, Wien, Leipzig. 1937. 403 S.

Am 15. Juni 1938 jährt sich die Thronbesteigung Wilhelms II. zum 50. Male, am 10. November werden 20 Jahre verflossen sein, seit er sich nach Holland begab, ohne es seither je wieder verlassen zu haben. Für die heutige junge Generation ist die Gestalt des Kaisers beinahe in Vergessenheit geraten; im Bewußtsein vieler lebt er nur noch fort als der Mann, der jener vergangenen, etwas berüchtigten

Epoche Namen und Prägung gegeben hat. Immerhin ist es auch heute noch von großem Nutzen und Interesse, sich von dieser Zeit ein wahrheitsgetreues Bild zu machen, und so sollte jede Veröffentlichung begrüßt werden, welche dazu beiträgt.

Als eine solche darf ohne Zweifel das vorliegende Buch des Engländers Chamier angesehen werden. Es trägt den eigentümlichen Titel „Ein Fabeltier unserer Zeit", — im englischen Original „Fabulous Monster" —. Auf der deutschen Ausgabe ist ein schnaubendes und stampfendes Einhorn abgebildet. Das Einhorn ist das Wappentier des englischen Königshauses und gleichzeitig ein altes Symbol der Reinheit und Tapferkeit. Mit dieser Deutung der Titelzeichnung wird bereits die Tendenz des Buches klar, die den Versuch einer gründlichen persönlichen Rechtfertigung des von vielen Seiten so heftig angegriffenen Herrschers darstellt. Daß dieser Versuch von einem Engländer unternommen wurde, ist besonders bemerkenswert. Weiß man doch, in welch schuldbeladenem Ruf der letzte deutsche Kaiser im Lager der Entente-Mächte stand und z. T. heute noch steht. Chamier unternimmt es nun, eine lebendige Schilderung Wilhelms II. von Jugend auf bis zur Abdankung im November 1918 an Hand der wichtigsten persönlichen und politischen Ereignisse jener Jahre zu entwerfen. Es ist eine spannende Handlung mit abwechslungsreichen Bildern voller Aufregung und Unruhe, die sich hier vor dem Leser abrollt, und wenige werden sich dem Eindruck der großen, dieses Königsschicksal bestimmenden Tragik entziehen können.

Der Inhalt des Buches ist chronologisch geordnet und ist im Ganzen eine Schilderung der deutschen Geschichte von 1888 bis 1918. An einigen Stellen unterbricht der Verfasser den Lauf der Ereignisse, um durch psychologische Betrachtungen immer wieder neues Licht auf die Persönlichkeit des Kaisers zu werfen. Er schildert ihn als einen begabten, von bestem Wollen beseelten Idealisten, der besser war als die meisten seiner Umgebung und besser als sein Ruf bei den Zeitgenossen, die ihn meist mißverstanden. Durch diese interessante und im Ganzen wohl auch richtige Auffassung der Psyche des Kaisers ergibt sich die Erklärung und menschliche Entschuldigung für manche ungeschickte Handlung. Die Frage ist nur, ob die Schuld für die begangenen oder zugelassenen Fehler auf einer andern als der psychologischen Ebene nicht unvermindert bestehen bleibt. Man könnte vielleicht von einer tragischen Schuld sprechen. Und auch für diese trägt der Mensch, der an so berufener Stelle steht, die Verantwortung.

So kann das Buch von Chamier wohl dazu beitragen, die Person Wilhelms II. jener beliebten, kleinlichen Kritik zu entziehen, die so freigebig an ihm geübt worden ist. Es vermag aber nicht darüber hinwegzutäuschen, daß die Aufgabe eines Herrschers und Staatslenkers nicht darin besteht, wie ein Fabeltier aus einer andern Welt an der Wirklichkeit dieses Geschehens zu scheitern, sondern die wirkliche Welt zu erkennen und zu meistern, um sie dann vielleicht umwandeln zu können.

Vielleicht löst das Buch über seine bewußte Absicht hinaus noch eine weitere Wirkung aus. Vielleicht erinnert es den einen oder den andern Leser daran, daß des Kaisers Schuld weniger gesühnt wird durch eine nachträgliche Erklärung seines Charakters als durch die schweigend getragene, nun bald zwanzigjährige Verbannung des greisen Mannes, der einst wohl die meist beachtete und gefeierte Persönlichkeit der zivilisierten Welt gewesen ist. G. W.

Die Tudors.

Conyers Read: Die Tudors. Verlag D. W. Callwey, München, 1938.

Als sich die historische Wissenschaft im Zeitalter des Positivismus häufig im Kleinkram der Einzelheiten verlor, ging sie der großen Leserschaft verlustig. Es ist nun sehr reizvoll, zu verfolgen, auf welchen Umwegen die breite Masse der Geschichte wieder gewonnen werden konnte. Erst wirkte der historische Roman wie ein Magnet; das Romanhafte überwog die Historie in den Werken C. F. Meyers und in Scheffels Ekkehard. Die nächste Stufe war die romantisierte Historie; das Schwergewicht wurde nun bereits auf die Ebene der Geschichte verschoben, denn die Vertreter dieser Gattung, — Zweig und Maurois seien für Hunderte genannt! — trieben ausgiebige Studien, bevor sie die Fabel des Herzens ihrer Helden spannen. Die Wissenschaft blickte indessen immer noch scheel auf diese gefühlsmäßige Sätti-

gung der bei ihr geborgten Stoffe, mußte sich aber doch eingestehen, daß die Schaffung der lebendigen Atmosphäre oft dem eigentlichen Leben ferner Zeiten auf eine innere Art näher kam als bloße Tatsachenberichte. Schließlich fanden sich Historiker ersten Ranges, welche Beherrscher des Stoffes und Meister der Form zugleich waren. In ihren Werken steht kein wesentlicher Satz, der nicht zu belegen wäre, aber auch kaum einer, der nicht zugleich als eine lebendige Ader im Leibe des organischen Werkes angesprochen werden dürfte. Carl J. Burckhardt gewann in seinem klassischen Buch über Richelieu den großen historischen Stil zurück und eroberte eine rasch wachsende, dankbare Lesergemeinde. Im gleichen verdienstvollen Verlage von Georg D. W. Callwey in München erschien nun das Werk des namhaften amerikanischen Forschers Conyers Read über die fünf gekrönten Häupter der Tudors auf dem englischen Thron. Ihr erster Vertreter, Heinrich VII., war zugleich der erste moderne König Englands, ein Finanzgenie sondergleichen und ein Heiratspolitiker, wie nur das Haus Habsburg sie in dieser Findigkeit hervorbrachte. Freilich beschwor gerade die ausgeklügelte Verbindung mit Spanien den Unsegen über sein Haus herauf; denn Katharina von Aragonien, die Frau der Prinzen Artur und Heinrich, war der leidtragende Teil jener vom Papst mißbilligten Scheidung, deren Rechtlichkeit oder Ungesetzlichkeit die Nachfolge des Herrscherhauses bestimmen sollte. Schließlich folgten dem überaus vitalen Vater Heinrich VIII. seine drei kinderlosen Nachkommen: Zuerst der Knabe Eduard VI., dann die blutige Maria, die Katholische, die vernachlässigte Gemahlin Philipps II. und als Krone und Ende Elisabeth, die gerade aus ihrem ledigen Stande durch kluges Hinhalten der Bewerber politisches Kapital schlug — „eine Realpolitikerin von reinstem Wasser".

Der Verfasser überschätzt, im Gegensatz zu den meisten Biographienschreibern, das Gewicht der Einzelpersönlichkeit, selbst in königlicher Stellung nicht. Durch die starke Betonung der Wirtschafts- und Gesellschaftsgeschichte legt er gute Gegengewichte auf. Die überaus regen Beziehungen zum Italien der Renaissance sind trefflich ins Licht gerückt, nur schade, daß ihren kulturellen Auswirkungen in England nicht weiter nachgespürt wurde; so wird der Name Shakespeare nur gestreift. Das Bild Heinrichs VIII. gewinnt sehr durch seine bisher nicht gehörig gekannte Parlamentsfreundlichkeit, seine Volkstümlichkeit überhaupt, obgleich uns der Satz gewagt erscheinen will, es hätte kein König jemals mehr Rücksicht auf die Interessen des Geringsten seiner Untertanen genommen als er.

Georg Thürer.

Baldwin.

Arthur Bryant: Baldwin. Das Lebensbild eines englischen Staatsmannes. 203 S. mit 8 Kunstdrucktafeln. Ins Deutsche übertragen von Ingeborg Brandt und Willem Jaspert. Berlin, Verlag Karl Siegismund, 1938.

Die heutigen Generationen erleben ihre Zeit sehr intensiv. Dafür zeugt schon die reiche zeitgeschichtliche Literatur. Dazu hat uns Arthur Bryant mit seinem Lebensbild Stanley Baldwins einen besonders interessanten Beitrag geliefert, der zweifelsohne nicht nur im Britischen Reich, sondern weitherum in Europa und Amerika starke Beachtung finden wird. Dies aus verschiedenen Gründen.

Einmal sind sie in der Persönlichkeit Baldwins zu suchen. Soweit man heute zu urteilen vermag, muß man wohl die Feststellung Bryants anerkennen, daß Baldwin als einer der größten britischen Staatsmänner in die Geschichte eingehen wird. Die erfolgreiche Milderung der sozialen und politischen Gegensätze seit 1926 in Großbritannien, die Verleihung des Westminsterstatuts von 1931 an Indien, die feste und sichere Führung des Reiches durch die Königskrise von 1936 werden für ihn zeugen. Bei all dem ist dieser Tory der Typus des wahrhaft liberalen, des ausgesprochen demokratischen Staatsmannes im guten Sinne. Er stürzt nicht um, er gestaltet weiter und läßt dabei die Dinge reifen. Was ihn wohl hauptsächlich dazu befähigt, ist der charakteristische Engländer in ihm, der die ärgsten Schwierigkeiten business-like nimmt, und dazu der realistisch denkende Wirtschafter, der doch wieder Mensch genug ist, um mit dem einfachen Mann lebhaften Kontakt zu pflegen und den Arbeitnehmer als Menschen zu werten.

Eigenartig an diesem Buch wirkt die Darstellungsweise des Verfassers. In prachtvoller Steigerung läßt er den Landknaben, den Sohn einer heraufgekommenen Fabrikantenfamilie, der sein Studium frühzeitig aufgibt, vom tüchtigen Wirtschafter und umsichtigen Arbeitgeber, vom vorsichtig beobachtenden und zuhörenden Parlamentarier der hinteren Bänke als reife Persönlichkeit in unerwartet rascher Entwicklung zum Staatsmann von Format auswachsen, als seine Stunde gekommen ist. Ob Bryant nicht zu sehr idealisiert, läßt sich für jetzt nicht entscheiden; jedenfalls will er seine Biographie durchaus nicht als authentisch ansprechen. Das Ganze ist wenig Entwicklung, fast ausschließlich Charakterschilderung, durch Zitate aus Reden und durch Erwähnung von Maßnahmen; der Leser hat Mühe, genügend konkrete Angaben in bezug auf Geschehnisse zu finden, und vermißt eine entsprechende Zeichnung von Gegenspielern. Und doch fesselt das Buch so, daß man es in einem Zug durchliest und ungern weglegt.

Der Verlag hat sich ein Verdienst erworben, indem er das Lebensbild verdeutschen ließ. Den Übersetzern ist ein flüssiger Text gelungen; gewisse Ausdrücke, wie „Schatzkämmerer" für „Chancellor of the Exchequer", „ausmachen für „to make out", „zurückkehren" für „to be returned" (bei Parlamentswahlen) verraten, daß ihnen ein gewisses Sprachgefühl und eine genauere Kenntnis englischer Staatseinrichtungen abgehen. Vollends „Hügel von Savoy" für „hills of Savoy" (gemeint ist Savoyen!) hätte nicht passieren sollen! Dies für eine spätere Übersetzung einer ausgestalteten Biographie, die wir von Bryant erhoffen möchten.

Otto Weiß.

In jedem Jahr.

Adolf Koelsch: In jedem Jahr. Verlag Albert Müller, Zürich. 1937.

Es gewährt immer wieder einen seltenen Genuß und ist von bleibendem Wert, sich A. Koelsch als Führer durch die Heimat anzuvertrauen. Seine gewandte Feder, seine Vielseitigkeit und das tiefe Verständnis für alle Naturvorgänge, sowie die große Gabe, dem Laien selbst recht schwierige Verhältnisse verständlich zu machen und dies bei voller Wahrung sachlicher Darstellung und unter Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse der Wissenschaft, gestalten die Lektüre seiner Schriften immer wieder recht genußreich.

An Hand der Jahreszeiten bringt das vorliegende Bändchen in 33 Skizzen die Schönheit unserer Erde sowie Bilder aus dem Pflanzen- und Tierleben unserer Heimat zur Darstellung. Da wird der blattlose Huflattich als Herold des Frühlings vorgestellt. Selbst an die unscheinbare Grasblüte, für die der Wanderer in der Regel kein Interesse findet, wagt sich der Verfasser. Wie hübsch wird sie in ihrem Wesen erfaßt. Dem Laien ist die Blütenfarbe das Wichtigste. Hier tritt sie ganz in den Hintergrund, aber erstaunlich ist die Formenfülle der an ihrem Aufbau beteiligten, zu Schuppen verkümmerten Blättchen. Diese Schüppchen sind indes nicht aus der Werkstatt des Malers hervorgegangen, sondern aus der des Drechslers. Es ist ein Hochgenuß, zu verfolgen, wie die Natur, einem genialen Architekten gleich, mit demselben Grundelement immer wieder Neues schafft. Man begreift, wie der Spezialist von diesem Kunstwerk so gefangen sein kann, daß er gar nicht mehr davon loskommt, — und doch ist es nur eine bescheidene Grasblüte!

Der feine Beobachter zeigt sich auch bei den Skizzen aus der Tierwelt. Man lese die Abschnitte über den Turmsegler, den tanzenden Pfau, den Zitronenfalter und andere mehr. Alsdann wird man nicht mehr so achtlos durch die Natur wandern, sondern selbst zu sorgfältiger Beobachtung angeregt. Ganz besonders aber sei hervorgehoben, daß die Lektüre nicht den Gedanken aufkommen läßt, als sei nun alles klar und nichts mehr zu erforschen. Im Gegenteil, die Augen sind geöffnet, aber wie bei der Fata morgana, die man in nächster Nähe glaubt, scheint das Problem gelöst zu sein und schon tauchen neue Fragen auf. So erweist sich der Verfasser nicht nur als Erzieher zur Beobachtung, sondern auch als Erzieher zur Bescheidenheit, weil er durchblicken läßt, daß all unser Wissen doch nur Stückwerk ist und damit immer wieder zu weiterem Eindringen in die Naturvorgänge anregen muß.

M. Rikli.

Das Opfer.

Esther Landolt: Das Opfer. Orell Füßli Verlag. 1937.

Dieser Roman stellt sich ganz in die eine der beiden Überlieferungsreihen von erzählenden Werken, in die der Außenweltromane — denn gibt es nicht im Grunde zwei Formen des Romans, die den zwei möglichen Formen des menschlichen Verhältnisses zur Wirklichkeit entsprechen, deren Verbindung denkbar ist, aber immer ein Doppeltes bleibt? Ich meine dies: Im Wilhelm Meister liegt die Einheit und Folgerichtigkeit des Romans im äußeren Geschehen, in Ereignissen und Gesprächen, in den Jahren, die der Titel nennt, mit allem, was sie bringen. Wilhelm selbst entwickelt sich, das heißt, wird immer ein anderer, was eben darum die Einheit seiner Geschichte nicht stört, weil nicht er, sondern seine Geschichte einheitlich sein soll. Dagegen ist Auf der Suche nach der verlorenen Zeit ein Roman, der auch auf einen Menschen bezogen ist, dessen Kontinuität aber nicht aus dem Werden und Vergehen um diesen Menschen kommt, sondern aus seinem Denken, den Wandlungen seines Gefühls innerhalb der Grenzen seiner als Ganzes durch die Zeit unberührten Persönlichkeit. In Goethes Roman ist ein Hindrängen zu übergeordneten Entscheidungen und Katastrophen, so wie sich in ihm der Himmel öffnet oder verdüstert und entlädt — in Marcel Prousts Geschichten ist kein Himmel, dort gibt es nur Verdüsterungen und Aufhellungen des Gefühls, um seine Erhebungen und Katastrophen geht es, für die alles Äußere, meist in sich sehr unbedeutend, nur Anlaß ist.

Doch nun Das Opfer: Eine Frau verfällt nach mehrjähriger Ehe der Schwermütigkeit, die als Erbteil in ihr war. Sie ist Bäuerin und trägt zu ihrem Teil die Last eines Hofes. Der Bauer wehrt sich mit Leidenschaft gegen die dunklen Mächte, die ihm seine Frau entreißen wollen, der er, im vollen Sinn eines Wortes, das der Sprache des Buches sehr gemäß ist, „verfallen" ist. Ihrer „flammenden Traurigkeit" setzt er seine flammende Sinnlichkeit entgegen. Solange bis eine junge Magd ihn aus dem quälenden Bereich von rätselhaftem Reiz und müder Weigerung, der die Bäuerin umgibt, zurückführt „mitten in die zeugende fruchtbare Natur, die das Grübeln über Leben und Tod nicht kennt". Und die Frau hastet in einen Tod (und dies ist ihr Opfer), der ganz irdisch gesehen ist, aber dabei mit aller Tiefe heidnischer Diesseitigkeit.

„Was mit dem Blute zu schaffen hat, lieber Gott! wie haben wir doch wenig Macht darüber". Die Erregungen des Blutes kommen hier aus der Landschaft um den Vierwaldstättersee, aus dem Sommer, aus der unheimlich-schönen und aus der blühend-schönen Frau. Sie verbinden sich mit Feld, Weide und Ernte, mit Abendruhe und Wärme der Tiere im Stall, mit Heumahd und Bauernsonntag, und erstarren erst vor dem Gitter des Irrenhauses, in der leblosen Stille seines Gartens.

Wenn auch die Gestalten des Buches nicht eigentlich so aus den Worten sich lösen, daß sie uns einmalig erschienen und einen Namen trügen, „so fliegt doch der Schein des Feuers über das eine oder andere Gesicht und macht es warm und lebendig". Und wenn auch meist der Ausdruck nicht so verdichtet ist wie etwa bei Hamsun, an den manches anklingt, so gibt es doch Sätze in diesem Buch, in denen Segen und Fluch der Elemente, des Landes und des Herdes, ja und eben vor allem des Blutes, mit hamsunscher Schwere und Bedeutsamkeit eingefangen sind, Sätze, in denen eine Außenwelt ersteht: Gehöft, Äcker und Himmel über dem See, und, voller Spannungen, die ländlichen Werke und Tage.

Martin Wackernagel.

Musikerhandschriften.

Georg Schünemann: Musikerhandschriften. Atlantis-Verlag Berlin und Zürich.

Der Direktor der Musik-Abteilung der Berliner Staatsbibliothek gibt hier in ausgezeichneter Ausstattung einen umfangreichen Tafelband mit vortrefflichen Nachbildungen von Notenhandschriften großer Meister aus dieser Bibliothek heraus. Die gegebenen Beispiele sind von den Namen Bach und Schumann zeitlich eingerahmt. Der Zweck der Veröffentlichung ist, eine fast ganz neue Disziplin einzuführen: Die Notengraphologie. Der Herausgeber gibt in seinen Erläuterungen

gleich einen Entwurf zu dieser Wissenschaft, welcher den Nachfolgern im Grundsätzlichen nicht allzuviel übrig zu lassen scheint. An seiner Hand läßt man sich gerne in eine vorsichtige psychologische Deutung der Handschrift der großen Musiker auf ihrem eigentlichsten Ausdrucksgebiete einführen. Sehr geschickt fügt der Herausgeber Nachrichten von Leben und Charakter der Meister hinzu, welche näher belegen, was er auf direktem Wege aus ihrer Handschrift erschließt, sowie gleichfalls aufschlußreiche Betrachtungen zur Technik ihres Schaffens, wie sie sich auf den mitgeteilten Blättern zeigt — z. B. über die Art, ob sie ihre Werke schnell und aus einem Guß aufs Papier warfen, oder aber zögernd und mit vielfältigen Streichungen und Verbesserungen. Bestimmte psychologische Einsichten ergeben sich da mit fast beglückender Eindeutigkeit. Aber schon rein losgelöst von allen Schlußfolgerungen ist es ein Genuß, die bedeutungslose Schönheit der musikalischen Architektonik zu genießen, welche sich wie vor unseren Augen ins Schriftbild umsetzt und niederschlägt. Dieser Genuß steht auch demjenigen offen, der nicht im Geiste die Töne aus der Partitur zu erwecken weiß. Und bereichert wird dieses Erlebnis noch durch das persönliche Strukturprinzip der Notenschrift, das im Druckbild ja nicht erscheint. Am schönsten sind wohl die Partituren Bachs zu betrachten; sie bedeuten mit ihren herrlichen Gesamtbildern eine große ornamentale Schau. Es ist bei Bach auch noch etwas von der überindividuellen Feierlichkeit mittelalterlicher Urkunden in ihrer wunderbaren Schmuckschrift, die für Ewigkeiten berechnet und von der reinen Gültigkeit des Vorgangs ganz durchdrungen scheinen. Auch aus dem Schriftbild scheint uns etwas von dem Geiste Bachs entgegenzutreten, wie er zu Gottes Ehre seine Musik verfaßte. Welcher Unterschied hierzu bei Beethoven, dessen stürmendes Titanentum, dessen gewaltige Gestaltungs-Anstrengung aus innerer Zerfallenheit heraus sich in seinen wilden Notenblättern unvergeßlich dem Auge darbietet. Auch über die andern in dem Band vertretenen Meister ließe sich in ähnlicher Weise Bezeichnendes aus den Notenbildern beibringen, wenn man sich in die gebotenen Proben liebevoll versenkt. Einige Schriftautographen sind dem Werke beigefügt, das geradezu eine Tat genannt werden darf. E. Brock.

Die Hüter des Grals.

Grigol Robakidse: Die Hüter des Grals. Eugen Diederich, Jena, 1937.

Der Legende nach brachte Joseph von Arimathia die Smaragdschale, aus der die Jünger das erste Abendmahl empfingen, und in dem das Blut des Gekreuzigten aufgefangen worden war, nach Britannien. Von hier kam sie, jeden Karfreitag durch Engel mit einer himmlischen Hostie gesegnet, auf den Montsalvatsch, wo Titurel die durch Gottes Gnade auserwählte Gemeinschaft der Gralsritter stiftete. Das Gralswunder gab seinen Hütern die Kraft zu unerhörter christlicher Tat. Der Gral ist wohl das sublimste Bild der Heiligung des ritterlichen Standes, der im doppelten Dienst, des in gerechter Sache geführten Schwertes und christlicher Demut stehend, gedacht wird.

Die Sage vom Gral hat wahrscheinlich auch vorderasiatische Wurzeln. Sie taucht jedenfalls in Georgien auf und die Gemeinschaft mit dem fränkischen Sagenkreis wäre angesichts der zahlreichen Berührungen zwischen der christlich-georgischen und der französischen Ritterschaft zur Zeit der Kreuzzüge nicht allzu erstaunlich. Grigol Robakidse hat sie aufgegriffen.

Der romanhaft gestaltete Vorwurf schließt an eine Episode unmittelbar nach dem mißlungenen Aufstand Georgiens gegen die Sowjetmacht im Herbst 1924 an. Um den georgischen Gral, der längst „Museumsstück" des Thavaden (Adeligen) Georg geworden war, erwächst in einer Schar junger georgischer Patrioten — es sind Dichter, Schauspieler, Künstler, Bauern —, eine Ritterschaft. Hüter und Verwahrer des Grals wird ihr geistiges Haupt, Levan Orbelli. Rein und geistdurchdrungen erhebt er die Schale zum Tabernakel des georgischen Volkes. Seine Vernichtung, tatsächlich und in den Herzen, bedeutet deshalb nicht nur einen einfachen Akt bolschewistischer Staatsraison, sondern den Sieg der antigöttlichen, dämonischen Mächte. Ihre Folge wäre Entselbstung des georgischen Volkes schlechthin. Im Kampf, den auf bolschewistischer Seite der zwar in die Tiefe der Zusammenhänge schauende aber einer letzten Kraft doch nicht fähige Emissär Mos-

kaus, Welski, führt, stirbt, als sich selbst darbringendes Opfer, Levan, nachdem er den Gral dem Zugriff der feindlichen Mächte entzogen hat. Unter der Rinde einer Eiche in den Bergen des Kaukasus haben zwei Freunde Levans, die ihn begruben, den geretteten Gral verborgen.

Robakidses mytische Vorstellungswelt ist seinem Herkommen nach dreifach durchstrahlt vom Bewußtsein ursprünglicher Einheit, in dem der Mensch „die Dinge schaut wie ein Tier, das heißt nicht gegenständlich"; darum verbunden mit den in die Mysterienkulte eingegangenen religiösen Geheimnissen, die stets auf das mystische Wiedereinswerden der Einzelseele mit dem göttlichen Urgrund zielen; schließlich geformt von den Urelementen des Christentums, das früh schon Georgien durchdrungen hatte. Wenn Robakidse selbst einmal im Privatgespräch von sich behauptet, er sei, im Gegensatz zum Literaten, „Dichter", so meint er damit den Sänger, der im Wort gewordenen Bild das innere Wesen der Schöpfung auf ihren Wahrheitsgehalt hin gestaltet, und diesen Wahrheitsgehalt auf die Ebene unmittelbaren Widerklingens in der erkennenden Seele erhebt.

Unter diesem Maßstab gesehen, wäre freilich der Roman nicht restlos Dichtung. Er bleibt durchsetzt mit Reflexionen über die im Spiegel des Bolschewismus sichtbar gewordene Andersartigkeit der lebendigen Geistestradition Georgiens. Immer und überall steigt sie aber bluthaft hoch, im Liebesmal der Freunde, in der Gestalt des Traditionswahrers Thavad Georg, in der heiligen Liebesgemeinschaft, die in wundervollem Rhythmus das Buch durchzieht, eingebettet selbst wieder einem im Bild der Sonne gefaßten Kosmos reingeistiger und damit wiederum Geistiges zeugender Beziehungen, schließlich ganz allgemein in der Fähigkeit, die Schranke des Nursymbolhaften zugunsten des echten Mythos zu durchstoßen. Scheinbarer Zwiespalt eines Kunstwerkes, vielleicht aber notwendig gemacht durch das Bedürfnis, sich zu erklären; vielleicht Frucht der Selbstbefragung vor den andrängenden Gewalten rationaler Geistigkeit, die den Landflüchtigen auch außerhalb Georgiens umlagern, stets aber die Frage auflösend in ein Wissen von unerhörter Kraft.

Das Buch, dem in manchen Partien religiöse Gewalt innewohnt, ist vielleicht noch stärker als vor drei Jahren „Die gemordete Seele" Setzung der Gegenposition gegenüber allen entzweienden und die Fähigkeit zur Einheit vernichtenden Mächten. Die totale Achsenschwenkung eines durch die Ausstoßung der göttlichen Mächte völlig entgeisteten Bewußtseins im Materialismus, dessen nackteste Erscheinungsform Bolschewismus heißt, bleibt vor ihm unter dem Gericht. Denn, wo es entscheidend ist, bleibt es Bekenntnis aus der Mitte des Seins heraus, wie es aus dem Lied des Opfergangs tönt:

„O Herz, du holde gelbe Muschel, rein
gefaltet aus der Sonnenwelle, um
den Hauch Gottes in sich als Widerhall
zu empfangen. Noch bebt in dir der
letzte Atem von ihm, der durch deine
Fibern der Welt in Freude erstrahlte.
Er schenkte dich den klaren Vogelaugen,
den vollen gelben Trauben, dem Schwirren
der Schwerter auf der wilden Stute reitend,
vor allem aber dich dem Freundes-Du
. . . . . Sei still,
o Herz, und sanft vergehe in ihren Wellen,
damit du ihm im lichten Urbeginn einst
Knospe wirst, um ihn für ewig einzuatmen. Amen."

H. v. Berlepsch-Valendas.

Ich werde Soldat!

Major Edgar Schumacher: Ich werde Soldat. Ein Begleitbuch für den jungen Schweizer. Verlag Hallwag Bern. Fr. 4.80.

Gegen 25,000 junge Schweizer werden alljährlich in die Armee eingereiht, zum schönsten und stolzesten Dienst, den das Volk von seinen Bürgern verlangt. Wenige von ihnen geben sich schon vor der Rekrutenschule darüber Rechenschaft, was es für sie bedeutet, Soldat, schweizerischer Soldat zu werden. Es fehlte aber bisher auch ein Werk, das den jungen Schweizer geistig für den Wehrdienst vorbereitet. Diese Lücke wird nun in vorbildlicher Art ausgefüllt durch das von Schumacher, dem bekannten Militärschriftsteller herausgegebene Buch „Ich werde Soldat", das eine Art Katechismus für den jungen Schweizer sein will. In ernster Auseinandersetzung macht es den jungen Mann mit Geist und Wesen unserer Landesverteidigung vertraut, skizziert die Organisation unseres Heeres und seine hohe Aufgabe und will damit den künftigen Wehrmännern helfen, in ein positives Verhältnis zur Landesverteidigung und zur Armee zu kommen. Es zeigt dem Jüngling die ernste und schwere Aufgabe, die die Armee an ihn stellt, erfüllt ihn aber auch mit Stolz über die besondere Stellung des Schweizer Soldaten. Mit aller Schärfe bezeichnet das Buch die unbedingte Kriegsbereitschaft als Ziel aller militärischen Bestrebungen: die Kriegstüchtigkeit ist der Maßstab, an dem alle militärischen Einrichtungen und Leistungen zu messen sind. So erfüllt es den jungen Leser auch mit einem hohen Verantwortungsbewußtsein und weckt sein Pflichtgefühl.

Zu den allgemeinen Ausführungen des Herausgebers gesellen sich, von jüngeren Offizieren verfaßt, lebendig geschriebene Darstellungen der einzelnen Waffengattungen. Diese sollen dem jungen Schweizer die Wahl der Waffengattung erleichgattung erleichtern. In gediegener Ausstattung und mit zahlreichen Photographien versehen, gereicht das schmucke Buch der Bibliothek jeden Jungschweizers zur Ziere. Aber auch die älteren Jahrgänge, die schon zu Landwehr und Landsturm gehören, werden sich über den soldatischen Geist freuen, den dieses Buch auf jeder Seite atmet, und werden mit Interesse das neue Bild der Armee in sich aufnehmen. Besonderes Verdienst um das Zustandekommen des Buches gebührt Hauptmann Hausamann, dem unermüdlichen Verfechter schweizerischer Wehrhaftigkeit in Wort und Tat.

Gottfried Zeugin.

Aus dem Inhalt des Januar-Heftes:

Walther Burckhardt: Die Krisis der Verfassung. — **Eugen Bircher:** General Dufour als Soldat. — **Karl Braunias:** Die neue Sowjetverfassung und das Völkerrecht.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.